

Ted Kosmatka  
Gottes geheime Schöpfung

## *Buch*

Laut der Bibel erschuf Gott die Welt vor 5800 Jahren, und der Mensch war die Krönung seiner Schöpfung.

Die Bibel hat recht!

Der Biologe Paul Carlsson entnimmt auf der indonesischen Insel Flores von einem geheimnisvollen Fund DNA-Proben. Doch nur wenig später überfallen Soldaten das Camp der Forscher und ermorden beinahe jeden. Paul kommt knapp mit dem Leben davon und versucht, die Geschehnisse zu vergessen und sein Leben wie gewohnt weiterzuführen. Doch die Hintermänner des Überfalls glauben nicht, dass er keine Beweise sichern konnte. Und so sieht Paul sich gezwungen weiterzuforschen. Dabei weiß er nicht einmal, was er mit seinem Wissen tun soll. Denn wenn er mit seinen Ergebnissen an die Öffentlichkeit tritt, widerlegt er das Weltbild der gesamten westlichen Welt. Aber kann er das überhaupt verantworten? Und welche Interessen hat der geheimnisvolle Milliardär, der die Ausgrabung finanziert hat?

## *Autor*

Ted Kosmatka, geboren und aufgewachsen im US-Bundesstaat Indiana, studierte Biologie und Chemie an der Indiana University, danach arbeitete er über zehn Jahre lang als Labortechniker. Seine Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen Magazinen und wurden u. a. mit dem Asimov's Readers' Choice Award ausgezeichnet. Heute lebt Ted Kosmatka mit seiner Familie im Nordwesten der Vereinigten Staaten an der Pazifikküste.

TED KOSMATKA

**GOTTES  
GEHEIME  
SCHÖPFUNG**

Roman

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Prophet of Bones« bei Henry Holt and Company, LLC,  
New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2013 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München.

Copyright © 2013 by Ted Kosmatka

Published by Henry Holt and Company, LLC.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß/Augsburg

Umschlagmotive: Shutterstock

HK · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38193-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Christine*



## **TEIL EINS**

»Wenn das die beste aller möglichen Welten ist,  
wie sind dann die anderen?«

VOLTAIRE





# 1

Der Prophet legte seine 9-mm auf den Küchentresen.

Er beugte sich vor und ließ sein Blut in die Spüle rinnen. Das einzige Geräusch war das leise Tröpfeln auf Nirosta-Stahl. Die kleinen hellroten Flecken sammelten sich zu einer Pfütze auf der Metallfläche. Er schlug mit dem Handrücken gegen die Armatur, und kaltes Wasser rauschte kreisend in den Abfluss.

Hinter ihm knirschten Sohlen auf leeren Patronenhülsen, als zwei Männer den Raum betraten.

»Meine Jünger«, sagte der Prophet, ohne sich umzudrehen. »Ich wusste, dass ihr mich hier finden würdet.«

Seine »Jünger« blieben stumm. Sie zogen Stühle vom Tisch zurück und setzten sich. Dann hoben sie ihre Waffen. Zuerst der eine, dann der andere, langsam und nachdrücklich.

Irgendwo im Haus lief ein Nachmittags-Talk oder etwas Ähnliches im Fernsehen – Applaus brandete auf, dann hörte man eine tiefe männliche Stimme. *Sie ist eine verdammte Lügnerin! Dieses Baby sieht mir nicht im Geringssten ähnlich.* Die Zuschauer johlten zustimmend.

Der Prophet spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und versuchte vorsichtig, sich das Blut aus den Augen zu waschen. Kopfwunden bluteten höllisch. Und sie sahen immer schlimmer aus, als sie sind. *Na ja, nicht immer,* dachte

er. Er erinnerte sich an den Wachmann im Labor und kniff die Augen zusammen, verscheuchte das Bild aus seinem Gedächtnis. Manchmal waren Kopfwunden tatsächlich genauso schlimm, wie sie aussahen. Und manchmal konnten sie sogar tödlich sein.

Der Prophet zog sich das zerfetzte weiße Sweatshirt über den Kopf und entblößte einen sehnigen Oberkörper. Er war dunkelhäutig und vernarbt. Beide Oberarme waren bis zu den Schultern hinauf mit Tätowierungen bedeckt – Bandensymbole zierten seine Deltamuskeln, und in der Mitte seiner Brust prangte ein Kruzifix. Er wischte sich das Gesicht mit dem Hemd ab. Der Stoff färbte sich rot. Der Prophet war nicht sonderlich groß, aber seine drahtigen Muskeln arbeiteten deutlich sichtbar unter der Haut, als er das blutige Hemd durch den Raum warf. Er war zwanzig Jahre alt oder vielleicht auch tausend; kam drauf an, wenn man fragte. Und wem man glaubte.

Der Prophet drehte sich um und betrachtete seine Jünger. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. »Ihr seht aus, als könntet ihr ein Bier vertragen.«

Er ging zum Kühlschrank und schob die Leiche der Frau, die dagegenlehnte, mit dem Fuß so weit zur Seite, dass er die Tür aufziehen konnte. Glasflaschen klirrten leise. »Sie haben nur Miller«, sagte er fast entschuldigend. Eine Blutspur verschmierte das gelbe Linoleum. Nicht sein Blut, wie er bemerkte. Das da nicht. Er trug drei Bierflaschen zum Tisch, stellte sie ab und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Seine vermeintlichen Anhänger lächelten nicht, sie griffen auch nicht nach dem Bier. Sie saßen nur da, in ihren dunklen Anzügen und mit schwarzen Sonnenbrillen, vollkommen regungslos, und beobachteten ihn. Der erste war jung und blond, hatte ein richtiges Babygesicht. Schräg

über seine Oberlippe verlief eine weiße Narbe, wo in seiner Jugend eine Hasenscharte wegoperiert worden war. Diese Narbe, der einzige Makel in einem ansonsten perfekten Gesicht, machte ihn noch jünger. Er hielt die Waffe lässig in der Hand, den Arm auf den Tisch gestützt. Sein weißes Hemd war am Kragen geöffnet, der schwarze Schlips gelockert. Der zweite Mann war älter, wirkte finsterer – er schien nur aus Kinn und Schultern zu bestehen. War von den beiden wohl der Mann fürs Grobe. Babyface aber war die Person, die er im Auge behalten musste. Das erkannte der Prophet schon mit einem kurzen Blick.

»Wie heißt du?«, fragte er den Blondem.

»Spielt das eine Rolle?«, erwiderte der Blonde.

Der Prophet schüttelte den Kopf. »Vermutlich nicht.« Letztlich hatte Babyface recht. Im Himmel waren Namen nicht nötig, denn Gott kannte sie alle auch so.

»Wir haben dich lange gesucht, Manuel«, erklärte Babyface.

Der Prophet lehnte sich zurück und nahm einen großen Schluck Bier. Dann spreizte er die Hände. »Meine Jünger«, sagte er. »Ihr habt mich gefunden.«

»Du hast uns viel Geld gekostet«, fuhr der Blonde fort. »Das könnte unser Arbeitgeber vielleicht verzeihen.« Er nahm die Brille ab und rieb sich die Nasenwurzel zwischen den Augen. Er blickte hoch. Seine Augen waren babyblau. »Aber du hast auch eine Menge Schwierigkeiten verursacht, und das vergibt er dir nicht.«

»Ich habe niemals um Vergebung gebeten.«

»Dann sind wir uns in diesem Punkt einig. Niemand bittet um Gnade. Und es wird auch keine gewährt.« Die hellen Augen des Mannes bohrten sich in seine. Er beugte sich über den Tisch und senkte die Stimme. »Sag mir eins, Manuel, aus reiner Neugier, nur unter uns, bevor diese An-

gelegenheit ihren unausweichlichen Lauf nimmt: Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?«

Der Prophet wischte sich Blut aus dem Gesicht, das ihm in einem Rinnsal über die Haut lief. »Es wurde mir befohlen. Das kannst du nicht verstehen.«

»Oh, in dem Punkt liegst du wohl ganz richtig.«

Der Prophet genehmigte sich einen weiteren Schluck Bier.

»Also, wo ist es?«, schnauzte Babyface. Er schien plötzlich die Geduld zu verlieren.

Der Prophet antwortete nicht.

»Komm schon, Manuel. Wir haben einen weiten Weg hinter uns. Versuch nicht, uns den Stummen vorzuspielen.« Er tippte mit dem Lauf der Waffe auf den Tisch.

»Unser Allerheiligstes ruht.«

»Allerheiligstes?« Babyface schüttelte lachend den Kopf. »Weißt du, ich habe diesen Quatsch für einen Witz gehalten, als man mir davon erzählt hat.« Er wandte sich an seinen Partner. »Hast du diesen Scheiß gehört?«

Aber der Schläger starrte einfach nur geradeaus, die Kiefer fest zusammengebissen. Babyface drehte sich wieder herum. »Vielleicht ist das ja auch nur irgendein Spiel, das du hier abziehst. Irgendein raffinierter Schwindel, der nicht so funktioniert hat, wie du wolltest. Ich habe gehört, dass du gern spielst.«

»Das ist kein Spiel«, antwortete der Prophet.

»Du glaubst also daran?«

»Ja.«

»Dann bist du anscheinend wohl doch übergesnappt.«

Der Fernseher plärrte weiter, füllte das Schweigen, und wieder hob sich die tiefe männliche Stimme von dem Hintergrundlärm ab. *Ich habe dir doch gesagt, dass sie gelogen hat, was das angeht. Ich habe es dir gesagt.*

»Wo ist es?«

Der Prophet senkte den Blick. »Ich habe ihn oben aufs Bett gelegt. Da oben ist es friedlich.«

Babyface nickte seinem Partner zu. Der andere Mann stand auf. »Du hast doch nichts dagegen, wenn wir mal nachsehen, oder?«, fragte Babyface. Der Mann drehte sich um und verschwand, ging die Treppe hinauf, nahm zwei Stufen auf einmal. Seine schweren Schritte ertönten über ihnen, als er von einem Raum zum nächsten ging.

Babyface starrte den Propheten von der anderen Seite des Küchentischs aus an. Seine blauen Augen waren unergründlich und vollkommen ausdruckslos. Die Waffe, die er lässig in seiner blassen weichen Hand hielt, bewegte sich keinen Millimeter.

Die Schritte hielten inne.

Der Prophet nahm wieder einen großen Schluck Bier. »Ich habe ihn alle drei Stunden gefüttert, genau so, wie ich es tun sollte.«

»Und, hat das einen Unterschied gemacht?«

Der Prophet antwortete nicht. Irgendwo in einem anderen Raum drang wieder Applaus aus dem Fernseher. Dann ertönte die Titelmusik, und die Show war zu Ende. Über ihnen ging jemand quer durch einen Raum, langsamer diesmal; dann kamen Schritte die Treppe herunter. Einen Augenblick später war der andere Mann wieder da. Er trug eine dunkle Gestalt in den Armen, die in eine Decke gehüllt war. Das Bündel bewegte sich nicht.

Der blonde Mann blickte den Schläger fragend an.

»Es ist tot«, sagte der Hüne. »Und zwar schon eine ganze Weile.«

Der Blonde drehte sich zu dem Propheten herum. »Das ist nicht deine Schuld, Manuel«, sagte er. »Die meisten sterben in den ersten paar Wochen. Manchmal werden sie auch von ihren Müttern gefressen.«

Der Prophet lächelte. »Er wird auferstehen.«

»Vielleicht«, erwiderte Babyface. »Allerdings würde ich diesen Trick gerne mit eigenen Augen sehen.« Er hob seine Waffe.

Der Prophet trank ungerührt einen letzten Schluck und leerte damit die Flasche. Blut tropfte von seiner Stirn auf die schmutzige Resopalplatte des Tisches. Er sah sich in dem Raum um und schüttelte den Kopf. Er sah zerbrochenes Geschirr, fleckige Küchenschränke aus Holz und schmutziggelbes Linoleum. Dann fiel sein Blick auf die tote Frau, die in ihrem Schweigen irgendwie resolut wirkte. »Daraus kann nichts Gutes erwachsen«, prophezeite er.

»Genau in dem Punkt irrst du dich«, antwortete der blonde Mann. Er lächelte, und die alte Narbe verzerrte seine Lippe ein wenig. »Nach dieser Sache hier werde ich mich erheblich besser fühlen.«

»Selbst wenn du mich tötetest, werden mir andere Propheten folgen. Ich werde nicht der letzte sein.«

Der Schläger legte den Leichnam auf den Tisch. Die Decke klappte an einer Seite zurück, und ein kleiner dunkler Arm fiel baumelnd heraus, der in einer winzigen, missgebildeten Hand endete. Einer nicht ganz menschlichen Hand.

»Ich verrate dir mal ein Geheimnis«, sagte Babyface. »Gott hasst seine Propheten. Das hat er immer schon getan.«

»Gott kann nicht hassen.«

»Das ist Blasphemie«, gab der blonde Mann zurück. Er richtete die Waffe auf Manuels Gesicht. »Gott ist zu allem fähig.«

Dann drückte er ab.

## 2

Paul spielte gern Gott auf dem Dachboden über der Garage in seinem Elternhaus.

Gott spielen, so nannte sein Vater es an dem Tag, als er es herausfand. An dem Tag, an dem er alles kurz und klein schlug.

Paul baute Käfige aus ausrangiertem Vierkantholz, das er unter der Veranda gefunden hatte, und Maschendraht, den er sich im örtlichen Eisenwarenladen hatte besorgen müssen. Er sammelte Teppichfetzen, Reste von Furnierholz und verarbeitete sogar ein Metallgestell, das einmal zu dem alten Nähmaschinentisch seiner Mutter gehört hatte.

In der letzten Schulwoche zeichnete Paul die Baupläne sorgfältig auf Millimeterpapier.

Zwei Wochen nach Beginn der Sommerferien verließ sein Vater die Stadt, um einen Vortrag auf einer wissenschaftlichen Konferenz zu halten. »Sei brav, während ich weg bin«, ermahnte ihn sein Vater, als sie im Flur standen. »Und lerne fleißig deine Bibelverse.«

»Mach ich.«

Paul sah vom Fenster aus zu, wie die schwarze Limousine rückwärts die Einfahrt hinunterfuhr.

Weil er noch nicht alt genug war, um die Maschinen seines Vaters benutzen zu dürfen, musste er das Holz für die Käfige mit einer Handsäge kürzen. Mit der großen schwar-

zen Schere seiner Mutter schnitt er den Maschendraht zu-  
recht. Er benutzte Scharniere aus alten Schranktüren und  
borgte Nägel aus der alten, rostigen Kaffeedose, die über  
der ungenutzten Werkbank seines Vaters hing.

An diesem Abend hörte seine Mutter das Hämmern und  
kam zur Garage raus.

»Was machst du denn da oben?« Sie sprach immer sehr  
deutlich und sorgfältig und spähte zu dem hell erleuchteten  
Rechteck im Dachboden hinauf.

Paul schob seinen Kopf durch die Öffnung. Sein kurzes  
schwarzes Haar war vollkommen von Sägemehl bedeckt.  
»Nichts.«

»Du machst da doch etwas. Ich kann dich hören.«

»Ich bastle nur ein bisschen mit Werkzeug herum«, ant-  
wortete er. Was in gewisser Weise auch stimmte. Er konnte  
seine Mutter nicht belügen. Nicht direkt, jedenfalls.

»Was für Werkzeug?«

»Nur Hammer und Nägel.«

Sie sah zu ihm hoch. Ihr zierliches Gesicht wirkte wie  
das einer chinesischen Porzellanpuppe, das zerbrochen war  
und dessen Einzelteile danach unmerklich schief zusam-  
mengeklebt worden waren.

»Sei vorsichtig«, sagte sie. Ihm war klar, dass sich ihre  
Worte sowohl auf das Werkzeug als auch auf seinen Vater  
bezogen.

Die Tage wurden zu Wochen, und Paul arbeitete immer  
noch an den Käfigen. Der Sommer schritt voran, und die  
Feuchtigkeit, die vom Michigansee herüberzog, legte sich  
wie ein Schleier über die ganze Gegend. Weil die Holz-  
balken so lang waren, baute er auch die Käfige größer.  
So musste er weniger sägen. Die Käfige waren riesig und  
lächerlich groß angesichts der Tiere, die sie aufnehmen



sollten. Es waren weniger Mäusekäfige als eher Mausstädte – riesige, tischplattengroße Einfriedungen, in denen man auch Bordercollies hätte unterbringen können. Paul gab den größten Teil des Geldes, das er mit Zeitungsaustragen verdiente, für den Kleinkram aus, den er dafür brauchte. Plexiglasplatten, Wasserflaschen aus Plastik und kleine Holzdübel, die er als Türriegel benutzte. Während die anderen Kinder aus dem Viertel Basketball oder *Wittedandu* spielten, arbeitete er an seinem Projekt.

Er kaufte winzige Laufräder und Streu aus Zedernholzspänen. Er stellte sich vor, wie das alles aussehen würde, wenn er fertig war: Maus-Metropolis. Nager-Utopia. Die Mäuse kaufte er in einer Zoohandlung, die in der Nähe seiner Zeitungsrouten lag. Meistens waren es weiße Mäuse, die für Schlangen als Futter dienten, aber auch ein Pärchen von der bunteren, hübscheren Sorte. Es gab sogar ein paar englische Mäuse, schlanke Showmäuse mit langen Körpern, großen, tulpenförmigen Ohren und schimmerndem Pelz, der sich ganz glatt anfühlte. Er wollte eine gemischte Population, also achtete er darauf, unterschiedliche Sorten zu kaufen.

Die Frau in dem Zoogeschäft lächelte ihn immer an, wenn er hereinkam. Sie war über sechzig, hatte feuerrot leuchtendes Haar und ein freundliches Vollmondgesicht. Eine Türglocke bimmelte, wenn man den Laden betrat. Paul ging dann nach hinten und schlenderte gebückt an den Terrarien vorbei, um durch die Scheiben die Mäuse zu begutachten, die zu verkaufen waren. Schließlich tippte er mit dem Finger gegen das Glas. »Die da«, sagte er. »Und die dahinten. Die Braune in der Ecke, die sich gerade putzt.«

»Das sind gute Tiere«, sagte die Frau immer, ganz gleich, welche Mäuse er auch aussuchte. »Das sind gute Tiere.«

Dann öffnete die Frau den Deckel und griff in den Käfig,

während die Mäuse wie verrückt im Kreis herumliefen, um ihren Fingern zu entkommen. Es war nicht einfach, sie zu fangen. Paul konnte ihre Angst verstehen. Für die meisten von ihnen bedeutete diese Hand den Tod. Denn das hieß, dass sie Teil der Nahrungskette wurden. Er fragte sich, ob die Tiere das spürten – falls sie überhaupt etwas merkten. Und er überlegte, ob sie diese Hand wohl für die Hand Gottes hielten.

»Es ist alles in Ordnung«, flüsterte er ihnen zu und wünschte sich, sie würden endlich stehen bleiben. »Diesmal ist es anders.«

Die Frau legte die Mäuse in kleine Transportbehälter aus Pappe, damit er sie in seinem Zeitungsbeutel nachhause tragen konnte. Später, am Abend, wenn niemand ihn beobachtete, trug er sie heimlich auf den Dachboden.

Während er an ihren Häusern arbeitete, verwahrte er die Mäuse in kleinen Glasterrarien, die er auf einem Tisch in der Mitte des Raums gestapelt hatte. Er fütterte sie mit Speiseresten, die er vom Abendbrotstisch gemopst hatte; Stückchen von Butterbroten, grüne Bohnen und Käsecracker. In den letzten Wochen der Sommerferien trat Paul von seinem Werk zurück und betrachtete seine Schöpfung. Sie war ihm gut gelungen. Die Käfige waren riesige, wunderschöne Habitate. Er hatte dieses Wort, *Habitat*, einmal gehört, als er Nachforschungen über Zoos angestellt hatte. Paul war klar, dass seine Käfige keine *natürlichen Habitate* waren, denn es gab weder Pflanzen noch Felsen darin. Aber *Mus musculus* war ja auch kein wildes Tier, jedenfalls nicht so ganz. Vielleicht musste für eine Maus ein Habitat nicht natürlich aussehen. Vielleicht sah es ja genau richtig aus, wie er es gebaut hatte.

Schließlich öffnete Paul dort oben auf dem Dachboden die Deckel der Terrarien und entließ seine Mäuse eine nach

der anderen in ihre neuen Behausungen. Die Mäuse gingen sehr vorsichtig hinein und schnüffelten unablässig herum – die ersten Forscher auf einem neuen Kontinent.

Um diesen Anlass würdig zu begehen, fuhr er an diesem Nachmittag mit seinem Fahrrad zum Gemüseladen, wo er einen Salatkopf als Festmahl für die Mäuse kaufte. Er hatte seinen Block mit Millimeterpapier in seinen Zeitungsbeutel gestopft und hielt auf dem Rückweg an einem Park, ein paar Blocks von seinem Zuhause entfernt. Die Strahlen der Nachmittagssonne schienen durch die Bäume. Der Park war fast verlassen. Ein paar ältere Kinder trieben sich auf den Tribünen in der Nähe des Tennisplatzes herum. Und Kinder seines Alters spielten in der Nähe der Schaukeln.

Paul blickte auf sein Millimeterpapier und musterte seine Pläne. Es ließ sich bereits erkennen, in welchen Punkten die Habitate verbessert werden konnten. Er setzte den Bleistift an, vollkommen in seine Arbeit vertieft, und hörte deshalb die Schritte hinter sich nicht.

»Was machst du da?« Die Stimme war direkt hinter ihm.

Paul drehte sich um. Es war Josh, ein Kind aus seiner Schule. Er war zwei Klassen über ihm.

»Ich habe gefragt, was du da machst.«

»Nichts«, antwortete Paul. Er kannte Josh gut. Er kannte seine Taktik vom Schulhof. Er war immer schießfreundlich, bis es dann ganz plötzlich unschön wurde.

»Sieht nicht nach nichts aus. Lass mal sehen.«

Josh griff nach dem Notizblock, aber Paul riss ihn schnell weg.

»Lass mich in Ruhe!«

Der ältere Junge schlug Paul den Block aus der Hand und trat dann dagegen. Die Blätter flogen über den Boden.

Er lachte. »Ich wollte das sowieso nicht sehen«, meinte er dann und ging davon.

Paul bückte sich und sammelte seine Zeichnungen wieder auf. Die Bindung des Blocks war aufgerissen, und die Blätter wurden vom Wind weggeweht. Eines der älteren Kinder auf den Tribünen lachte. Paul hatte fast alle seine Zeichnungen wieder eingesammelt, als ein plötzlicher Windstoß das letzte Blatt zu den Schaukeln wehte.

Ein schmaler Fuß in einer Sandale stellte sich auf das Papier und hielt es fest.

»Dieser Kerl ist ja so ein Blödmann.« Es war die Stimme eines Mädchens.

Paul blickte von der Sandale hoch: ein Mädchen aus der Nachbarschaft. Er hatte es schon ein paar Mal gesehen, es aber noch nie angesprochen. Die Kleine ging nicht auf seine Schule. Er sah an ihrem langen Haar und ihrem Kleid, dass sie auf die Nearhaven ging. Man konnte die Kinder von der Nearhaven fast immer daran erkennen. So wie sie die Pubbies erkannten. Neben ihr auf der Schaukel saß ein kleiner Junge. Sie bückte sich, hob das Blatt Papier auf und reichte es Paul.

»Danke.«

»Du bist so groß wie er. Warum lässt du dir das von ihm gefallen?«

Paul zuckte mit den Schultern. »Er ist eben älter als ich.«

»Ich bin Rebecca, und das hier ist mein Cousin Brian.«

»Paul.«

Rebecca drehte sich um und warf einen Blick auf die Tribünen. »Wir sollten jetzt besser gehen«, sagte sie. Josh redete jetzt mit den älteren Kindern und warf drohende Blicke in ihre Richtung.

Paul folgte Rebecca und ihrem Cousin aus dem Park,

fuhr langsam mit seinem Fahrrad neben ihnen her. Der Cousin war, wie sich herausstellte, ein stiller Junge von sieben Jahren mit einer großen Zahnlücke. Er verbrachte seine Sommerferien bei Rebeccas Familie. Paul hatte keine Cousins und war einen Moment lang eifersüchtig. Seine Familie bestand nur aus seinen Eltern und ihm.

Als sie ihr Haus erreichten, stellte er überrascht fest, wie nah sie wohnte. Nur auf der anderen Straßenseite, einen Block weiter.

»Wir sind ja praktisch Nachbarn«, sagte er zu ihr.

Paul begleitete sie die Auffahrt hinauf. Die Fliegentür knarrte, als sie sie aufzog, aber sie ging nicht sofort ins Haus.

»Diese Papiere«, sagte sie. »Was hast du da eigentlich gezeichnet?«

Einen Moment wusste Paul nicht, was er antworten sollte. Sie schien sein Zögern zu spüren. »Du musst es mir nicht sagen, wenn du nicht willst«, fügte sie hinzu.

Ihre Worte lösten seine Zunge, und er verriet es ihr.

»Was meinst du mit ›Käfigen‹?«, wollte sie wissen. Sie ließ die Fliegentür wieder zufallen und setzte sich auf die Stufe.

Er zog den Block aus seiner Zeitungstasche. »Hier, sieh selbst.«

Rebecca nahm die Blätter, und ihr Cousin beugte sich neugierig zu ihr hinüber.

»Man könnte das wohl als so etwas wie Baupläne bezeichnen«, erklärte Paul.

Sie blätterte langsam um. Das nächste Blatt zeigte seinen größten Käfig, der bis ins letzte Detail gezeichnet war.

»Das hast du gebaut?«

»Ja. So schwer war das nicht.«

»Kommt mir aber schwer vor. Wo steht er denn?«

»Auf dem Dachboden über der Garage bei mir zuhause.«

»Dürfen wir das mal sehen?«

Paul blickte kurz zu seinem Elternhaus hinüber. »Nein, besser nicht.«

Rebecca schlug die nächste Seite auf und betrachtete die letzte Zeichnung sehr sorgfältig. »Es muss dich viel Zeit gekostet haben, all das zusammenzubekommen.«

»Monate.«

»Wofür sind sie? Ich meine, wenn das Käfige sind, was soll da rein?«

»Mäuse.«

Sie nickte. »Mäuse«, wiederholte sie leise, als wäre das vollkommen logisch. »Und wo hast du das ganze Material her? Ich meine das Holz und die Nägel.«

Paul zuckte mit den Schultern. »Von überall her. Das meiste sind Reste. Die anderen Sachen musste ich kaufen.«

Schließlich meldete sich der kleine Cousin zu Wort. »Meine Eltern erlauben mir keine Haustiere.«

»Meine auch nicht«, antwortete Paul. »Aber Mäuse sind auch keine Haustiere.«

»Was sind sie dann?«, wollte der Junge wissen. Er betrachtete über die Schulter seiner Cousine hinweg die Zeichnungen.

»Ein Projekt«, sagte Paul.

»Was für ein Projekt?«

Paul starrte auf das Millimeterpapier. »Daran arbeite ich noch.«

Die Klingel ertönte um vierzehn Uhr fünfunddreißig.

Um vierzehn Uhr neunundvierzig hatte der Schulbus Nummer 32 seine lärmende Fracht aufgenommen und verließ den Parkplatz. Er fuhr zum Highway, Richtung Südosten.

Paul saß ziemlich weit hinten und starrte aus dem Fenster. Er beobachtete, wie die Grand Kankakee Marsh vorüberzog. Die Kinder um ihn herum plauderten und lachten, und nur Paul saß schweigend da, spielte mit dem großen, blauen Lehrbuch auf seinem Schoß und wartete darauf, dass die Straße besser und die Fahrt ruhiger wurde, damit er lesen konnte. Nachdem sie über die Brücke gefahren waren, öffnete er endlich das Biologiebuch.

Heute hatte Mr. Slocam den Stoff für den Test durchgenommen.

Diagramm 73 zeigte zwei Ellipsen, die wie ein schiefes Grinsen auf einer x- und einer y-Achse eingetragen waren. Darunter stand, dass die erste Ellipse die Zahl der Tochteratome repräsentierte. Die zweite zeigte die Anzahl der Elternatome. Der Punkt, an dem sich die beiden trafen, repräsentierte die Halbwertszeit eines Elementes.

»Das müsst ihr für den Test wissen«, verkündete das Lehrbuch mit Fettdruckbuchstaben. Und dann folgte eine Reihe knallharter Fakten.

Lehrbücher waren immer so.

*Das müsst ihr für den Test wissen.* Es war der übliche Refrain der öffentlichen Schulen, in denen akademische Bulimie an der Tagesordnung war. Tests waren einfache Übungen im Wiederkäuen. Paul kannte den Drill.

Der Bus machte mehrere Stopps, bis er schließlich Pauls Zuhause erreichte und anhielt. Er stieg aus.

Sein Vater war wieder unterwegs; er nahm an einer anderen wissenschaftlichen Konferenz teil. Deshalb verlief das Abendessen ziemlich ruhig. Danach zog er sich auf sein Zimmer zurück und übertrug die Lösungen aus seinem Lehrbuch auf eine Reihe von Karteikarten. Kurz vor dem Schlafengehen ging er zu seiner Mutter in die Küche. »Kannst du mich abfragen?«

»Selbstverständlich.« Das Puppengesicht seiner Mutter schien zu zerbersten, als sie lächelte.

Sie setzten sich an den Esszimmertisch, und seine Mutter drehte die erste Karte um. Darauf befand sich eine Zeichnung von zwei Parabeln auf einer x- und einer y-Achse. »Beschreibe den Schnittpunkt.«

»Das ist die Halbwertszeit eines Elementes.«

»Gut«, sagte sie und nahm die nächste Karte. »Wann wurde die radiometrische Datierung erfunden?«

»1906. Aber die Ergebnisse wurden jahrelang geleugnet.«

»Von wem wurden sie geleugnet?«

»Von den Anhängern der Evolutionstheorie.«

»Gut.« Die nächste Karte. »In welchem Jahr schrieb Darwin sein Buch *Über die Entstehung der Arten*?«

»1859.«

»Und wann verlor Darwins Theorie das Vertrauen der wissenschaftlichen Gemeinde?«

»1932.« Paul ahnte, welche Frage als Nächstes kam, und fuhr fort: »Als Kohlhorster die Datierung mittels Potassium-Argon erfand.«

»Warum war das wichtig?«

»Diese neue Datierungsmethode bewies, dass die Erde nicht so alt ist, wie die Anhänger der Evolutionstheorie behauptet hatten.«

»Wann wurde die Theorie der Evolution vollständig widerlegt?«

»1954, als Willard F. Libby an der Universität von Chicago die Datierung mittels Karbon-14 erfand.«

»Gut«, sagte seine Mutter und nahm die nächste Karte. »Und wodurch wurde er noch bekannt?«

»Er gewann im Jahr 1960 den Nobelpreis, als er mit der Radiokarbonmethode ein für alle Mal bewies, dass die Erde fünftausendachthundert Jahre alt ist.«



### 3

Paul trug einen weißen Laborkittel, als er den Dachboden betrat. Es war ein alter Kittel seines Vaters, deshalb hatte er die Ärmel kürzen müssen. Pauls Vater war Arzt, ein Allgemeinmediziner. Blond, groß und erfolgreich. Er hatte Pauls Mutter kennengelernt, als er nach seinem Studium als Berater für eine chinesische Forschungsfirma in Nanjing arbeitete. Pauls Mutter war eine Wissenschaftlerin an der dortigen Universität gewesen, und sie erzählte Paul manchmal Geschichten darüber, wie es war, in einem Labor zu arbeiten, schilderte ihm ihre Heimat China und redete darüber, wie sie seinen Vater kennengelernt hatte. »Er sah so gut aus«, sagte sie.

Nach ihrer Hochzeit hatten sie eine Weile für dieselben Projekte gearbeitet, aber es hatten nie Zweifel daran bestanden, dass Pauls Vater der Erfolgreiche in der Familie war. Er war das Genie, der Berühmte. Außerdem war er verrückt.

Pauls Vater zerbrach gerne Dinge. Er zerbrach Telefone, Wände und Tische. Er brach auch immer wieder sein Versprechen, nicht mehr zuzuschlagen. Einmal hatte er sogar Knochen gebrochen; die Ärzte in der Notaufnahme hatten die Geschichte, Pauls Mutter wäre die Treppe runtergefallen, nicht geglaubt und die Polizei gerufen. Sie glaubten der weinenden Frau mit dem Porzellanengesicht nicht, die schwor, dass ihr Ehemann sie nicht angerührt hätte.

Pauls Vater war eine Naturgewalt, ein Kataklysmus. Ebenso unberechenbar wie ein Meteoriteneinschlag oder ein Vulkanausbruch. Mit zunehmendem Alter wurde Paul Experte, was die Launen seines Vaters anging. Er lernte den Tonfall eines brütenden Schweigens zu deuten, konnte ganze Bände von Bedeutung aus einem einzigen blauäugigen Blick um die Seite einer zerknüllten Zeitschrift herauslesen. Er lernte, dass er zwei Väter hatte. Einen, der lächelte, charmant war und die Leute zum Lachen brachte. Und einen anderen, der herrisch war und tobte. Der Dachboden über der Garage war ein Ort, wohin er sich zurückziehen konnte, wenn sich ein Gewitter zusammenbraute.

Paul studierte seine Mäuse wie Goodalls Schimpansen. Er beobachtete sie stundenlang, dokumentierte ihre sozialen Interaktionen in einem grünen Spiralblock. Zuerst gab er ihnen Namen, die er seinen Lieblingsbüchern entlieh. Namen wie Algernon und Nimh. Später, als die Population wuchs, begann er, sie stattdessen einfach durchnummerieren, und reservierte Namen nur für die ganz besonderen Mäuse.

Mäuse sind soziale Lebewesen, und er fand heraus, dass sie in großen Habitaten Rudel bildeten wie Wölfe, mit einem dominanten Männchen und einem dominanten Weibchen. Es war eine strukturierte, soziale Hierarchie, die Paarungsprivilegien einschloss, Territorien und so etwas wie Unterwerfungsrituale von Männchen niederen Ranges. Das dominante Männchen befruchtete die meisten Weibchen, und außerdem lernte Paul, dass Mäuse sich gegenseitig töten konnten. Mäuse konnten Krieg führen.

Die Natur verabscheut ein Vakuum, und die Mäusepopulation expandierte allmählich, um die neuen Territorien zu bevölkern, die er für sie geschaffen hatte. Schon bald wimmelte es in den Habitaten von Leben. Die Babys

waren bei der Geburt rosa und blind, und sobald sich Fell bildete, fing Paul an, die Farben des Fells in seinem Notizblock zu notieren. Es gab braune, schwarze und graue. Manchmal auch Agutis. Es gab welche mit weißer Blesse auf der Brust, manche hatten einen weißen Streifen, wieder andere waren gepunktet. In späteren Generationen tauchten Farben auf, die er gar nicht gekauft hatte, und er wusste schon genug über Genetik, um zu begreifen, dass sich hier die rezessiven Gene durchsetzten.

Das Konzept der Gene faszinierte Paul, diese stabilen Elemente, die Gott erfunden hatte, um Erbcharakteristika von einer Generation auf die nächste zu übertragen.

Paul stellte Nachforschungen an und fand heraus, dass die Festlegung der Genorte für die Pigmentierung bei Mäusen sehr gründlich aufgeführt und erforscht war. Er teilte seine Population nach Phänotypen ein und fand heraus, dass eine Maus, eine helle, dunkeläugige, cremefarbene Maus, dreifach rezessiv gewesen sein musste, bb, dd, ee. Drei Genpaare, die sich genau auf die richtige Art und Weise aneinanderreihen und von denen jedes die Färbung des Fells um ein gewisses Maß blasser machte, bis man schließlich eine Maus bekam, die fast überhaupt keine Fellfarbe mehr besaß. Trotzdem war es keine Albino-Maus, denn Albinos hatten rote Augen.

Im November kam eine Benachrichtigung wegen der Forschungsausstellung von der Schule. Sie würde im Frühling stattfinden.

»Willst du daran teilnehmen?«, fragte ihn seine Mutter, als sie die Zustimmungserklärung unterschrieb.

Paul zuckte mit den Schultern. »Wenn mir irgendetwas dazu einfällt«, erwiderte er. Er wusste jedoch im selben Moment, dass seine Mäuse die Antwort waren, obwohl er noch nicht genau wusste, wie er es anfangen wollte.

Denn es genügte nicht, sie einfach nur zu halten, sie zu beobachten oder die Punnett-Quadrate auszufüllen. Er musste wirkliche Wissenschaft betreiben. Er musste irgendetwas Neues machen. Und weil echte Wissenschaftler Mikroskope und elektronische Waagen benutzen, wünschte sich Paul diese Dinge zu Weihnachten. Seine Eltern waren über sein plötzliches analytisches Interesse erfreut und kauften ihm, was er wollte.

Aber Paul entdeckte rasch, dass Mäuse sich nicht freiwillig einer Betrachtung unter einem Mikroskop unterzogen. Sie neigten dazu, von dem Objektisch hinunterzuklettern.

Die elektronische Waage jedoch erwies sich als nützlich. Paul wog jede einzelne Maus und führte peinlichst genau Buch. Er spielte mit dem Gedanken, seine eigene Rasse zu züchten, eine Linie mit einer Kombination aus besonderen Merkmalen. Allerdings war er sich nicht sicher, welche Merkmale er auswählen sollte. Er malte sich aus, dass seine besondere neue Rasse eines Tages nützlich für die Wissenschaft sein könnte, als ein genetisches Modell, das eine Rolle bei irgendeiner zukünftigen Entdeckung spielen könnte; leider wusste er nicht, wo er anfangen sollte.

Dann stellte er sich vor, wie er die Wissenschaftsmesse gewinnen würde. Er malte sich aus, wie ihm sein Vater stolz mit seiner großen Hand auf die Schulter klopfte.

Paul blätterte in seinem Notizbuch, als er es sah. Januar 17. Es war kein Datum, sondern eine Maus, Januar siebzehn. Die siebzehnte Maus, die im Januar geboren worden war.

Er ging zum Käfig und öffnete die Tür. Farbiges Fell leuchtete auf; er erwischte sie am Schwanz und hob sie hoch – ein gestreiftes Exemplar mit großen Ohren. In den letzten Monaten hatte er ein ziemliches Geschick im Um-

gang mit den Mäusen entwickelt. Es war eine Fertigkeit, die man sich aneignete, ohne es zu merken; es ging darum, die Mäuse zart zu ergreifen, so dass man ihnen nicht wehtat, und sie doch so fest zu halten, dass sie nicht entkommen konnten. Diese Maus war nicht besonders schnell oder schwer zu fangen. An ihr war nichts offensichtlich Besonderes. Sie unterschied sich von den anderen Mäusen nur durch das Ausrufezeichen in seinem Notizbuch. Paul blickte auf das Ausrufezeichen, und dann auf die Zahl, die er dort aufgeschrieben hatte.

Von den mehr als neunzig Mäusen, die in seinem Notizbuch verzeichnet waren, war Januar 17 die schwerste Maus, die er je gewogen hatte. Sie wog über zwei Gramm mehr als alle anderen.

In der Schule brachte man ihm bei, dass man durch Wissenschaft die wahrhaftige Bedeutung von Gottes Wort entziffern konnte. Gott schrieb die Sprache des Lebens mit nur vier Buchstaben: A, T, G und C. Eine Proteinfamilie namens AAA+ initiierte die Replikation von DNA, konservierte genetische Strukturen quer durch alle Lebensformen, von Menschen bis hin zu den Urbakterien, eben die Visitenkarte des Großen Schöpfers.

Aber Paul ging es nicht darum, näher zu Gott zu kommen. Sein Antrieb war die Neugier.

Es dauerte bis in den tiefsten Winter, bevor sein Vater ihn fragte, was er eigentlich die ganze Zeit dort auf dem Dachboden trieb.

»Ich hänge einfach ein bisschen rum«, erwiderte Paul.

Sie saßen im Wagen seines Vaters und befanden sich auf dem Heimweg von der Klavierstunde. »Deine Mutter hat gesagt, du würdest dort oben etwas basteln.«

Paul unterdrückte seine plötzlich aufkeimende Panik.

»Ich habe dort vor einer Weile ein Fort gebaut.« Die Lüge war heraus, bevor er sich versah.

Sein Vater warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Was für ein Fort?«

»Aus ein bisschen Sperrholz und ein paar Decken. Es ist nur ein kleines Fort.«

»Du wirst jetzt bald zwölf Jahre. Ist das nicht schon ein bisschen alt für Forts?«

»Ja, ich glaube, das stimmt.«

»Ich will nicht, dass du deine ganze Zeit dort oben verbringst.«

»Ja gut.«

»Ich will nicht, dass sich deine Noten verschlechtern.«

»Ja gut.«

»Du solltest dich auf deine Noten konzentrieren und deine Zeit nicht mit Kinderspielen auf dem Dachboden vertun.«

Paul hatte schon seit zwei Jahren nur Einsen und keine einzige Zwei mehr nachhause gebracht, sagte jedoch ein drittes Mal: »Ja gut.«

Sein Vater hielt an einer Ampel. »Ach ja«, fuhr er fort, als wäre es ihm jetzt erst eingefallen. »Und noch etwas. Ich will nicht, dass du dich mit diesem Mädchen gegenüber auf unserer Straße abgibst.«

»Was?«, fragte Paul. »Wer?«

»Das Mädchen der Nearhavens.«

Paul blinzelte. Es war ihm nicht klar gewesen, dass sein Vater davon wusste.

»Dafür wirst du allmählich ebenfalls zu alt«, fuhr er fort. Die Ampel sprang auf Grün.

Den Rest des Weges schwiegen sie, während Paul die Mauern seiner neu gebildeten Realität ausmaß. Denn er hatte ein sehr feines Gespür für Vorbeben.

Er betrachtete die Hände seines Vaters auf dem Lenkrad.

Paul war groß für sein Alter. Das hatte er von seinem Vater, aber sein Gesicht hatte den asiatischen Einschlag seiner Mutter. Manchmal fragte er sich, ob das vielleicht eine Rolle für diese Kluft zwischen seinem Vater und ihm spielte, verantwortlich war für diesen Abgrund, den er nicht überwinden konnte. Hätte sein Vater einen sommerprossigen, blonden Sohn irgendwie anders behandelt? Nein, dachte Paul. Sein Vater wäre genauso gewesen. Er wäre dieselbe Naturgewalt gewesen; derselbe Kataklysmus. Er konnte nichts an dem ändern, was er war.

Paul betrachtete die Hände seines Vaters auf dem Lenkrad, und wenn er Jahre später an seinen Vater dachte, trotz allem, was passiert war, stellte er ihn sich genauso vor. Diesen Moment, herausgelöst aus der Zeit. Wie sie im Wagen fuhren, wie die großen Hände seines Vaters auf dem Lenkrad lagen, der ruhige Moment einer düsteren Ahnung, die nicht falsch war, sondern einfach nur war, was sie war: das Beste, was sie beide jemals miteinander teilen würden.

## 4

Der Winter im Land der Sümpfe und Highways wollte dieses Jahr kein Ende nehmen. Ein Sturm fegte Mitte März heulend über den Michigansee und vertrieb das frühe Tauwetter. Erfrorene Stängel von Maispflanzen ragten aus dem Schnee heraus und verwandelten die Felder der abgelegenen Bauernhöfe in Flächen aus braunen Stoppeln.

Nach der Schule drückte sich Paul meistens im Haus herum. Manchmal jedoch, wenn sein Vater nicht zuhause war, traf er sich mit Rebecca, und an diesen Tagen streiften sie durch die Wälder. Sie erforschten die gefrorenen Marschen hinter ihrer Wohnsiedlung; eine Wildnis ohne Straßen, Bürgersteige und Eltern.

Stattdessen gab es hier Fährten von Katzen, hohes Gras und uralte Eichen. Dunkles Wasser, das sich unter großen Schneeflächen verbarg. Und zudem zogen sich diese Marschen meilenweit hin.

An diesem kalten Samstagnachmittag gingen Paul und Rebecca einen schmalen Pfad zum Fluss hinab. Der Morgen war kalt und windig gewesen. Ein eisiger Nordwind piff durch die Baumwipfel, und die Temperatur war im Vergleich zum Vortag um fast sechs Grad Celsius gefallen. Ihr Atem bildete Wolken in der eisigen Luft. Sie redete nicht, während sie nebeneinanderher gingen. Es war zu kalt, um zu sprechen. Schließlich bogen sie um eine letzte



Kurve auf dem Pfad, dann lag der Fluss vor ihnen: der Little Cal, ein glattes weißes Band, das einen Streifen durch das Herz der sumpfigen Schneelandschaft bildete. Hartnäckige Ansammlungen von Hartriegeln und schwarzen Eichen fristeten ihr Dasein in den Überschwemmungsebenen. Paul wusste, dass im Frühling große Teile dieser Marschen unter Wasser stehen würden, vom Fluss vereinahmt. Aber in den Wintermonaten zog sich der Fluss in sein Bett zurück, grub sich tief ein und bedeckte sich mit einer Eisschicht.

Es war verrückt, auf dem Eis des Flusses zu spielen, das wussten sie.

»Komm schon!«, forderte Rebecca ihn auf.

»Ich komme ja. Immer langsam mit den jungen Pferden.«

Sie gingen über das Eis wie über eine kurvige Landstraße.

Selbst im Winter wimmelten die Marschen von Leben; Anzeichen davon waren überall zu sehen. Tierspuren zogen sich wie Interpunktionszeichen durch den Schnee. Manchmal brach Rotwild aus dem Unterholz, so anmutig wie Tänzer. Zunächst war es nur eine undeutliche Form im Wald, bis das weiße Blitzen eines Schwanzes die Aufmerksamkeit erregte. Rannte eines der Tiere los, folgten ihm die anderen, wobei sie sich instinktiv von dem Eis fernhielten.

In nur wenigen Monaten würde dieser Ort nicht mehr wiederzuerkennen sein. Die Pflanzen würden geradezu explodieren, und die niedrigen Büsche würden ihre Gerippe unter dichtem Laubwerk verbergen. Wohin Paul auch blickte, sah er ihn – den endlosen Zyklus aus Geburt, Wachstum und Vergehen. Ein Zyklus, so alt wie der erste Tag. So alt wie Gottes Spruch »So sei es«.

Die Schritte der Kinder knirschten auf dem Eis. Sie waren heute auf der Jagd nach Ködern, die Messer in den

Händen. Deren gezackte Klingen machten kurzen Prozess mit den Zwanzig-Pfund-Angelschnüren.

Drei Viertel des Jahres gehörte der Fluss den Anglern. Sie warfen durch ein Gewirr aus tief hängenden Zweigen ihre Angeln in das schlamm-braune Wasser. Dabei blieb es nicht aus, dass einige Köder in den Ästen hängen blieben. Die Fischer fluchten und zogen an ihren Schnüren, bis sie rissen; dann baumelten die Köder wie unerreichbare, tief hängende Früchte über dem Fluss. Wie gesagt, die Leute angelten drei Viertel des Jahres, der Winter aber gehörte den Kindern.

Also gingen sie über das Eis wie über festen Boden und zerschnitten mit ihren scharfen Messern die Angelschnüre, die sich wie ein Spinnennetz zwischen den Zweigen spannten. Sie sammelten die rot-weißen Schwimmer, die bunten Spinner und vertrockneten Eiersäcke, die mit weißem Nylonnetz umwickelt waren.

Wer den Köder zuerst sah, dem gehörte er. Auf dem Eis durfte man nicht rennen, und es ging nicht darum, wer als Erster dort war. Sie bewegten sich langsam, zwei Meter voneinander entfernt, um ihr Gewicht gleichmäßiger zu verteilen. Sie respektierten das Eis und gaben sich alle Mühe, seine Regeln zu befolgen.

Paul war größer und schwerer als Rebecca, daher gab es etliche Köder, die nur für Rebecca erreichbar waren.

An diesem Samstag gingen sie in südlicher Richtung über den Fluss.

Es gab etliche Regeln, wenn man auf Eis ging. Zum Beispiel war es am Ufer dünner, so dass es schwierig sein konnte, überhaupt auf das Eis drauf oder wieder herunterzukommen. Ebenso ist es an Flussbiegungen weniger dick, weil das Wasser dort schneller fließt. An Stellen, wo die aufliegende Schneedecke dunkel und matschig aussieht, ist

mit ziemlicher Sicherheit das Eis darunter angetaut und weich.

Als Paul im Jahr davor allein auf dem Eis herum lief, war er, bei diesem letzten Sprung ans Ufer, durch die Eisdecke gebrochen. Sein Bein war bis zum Knie in das eisige Wasser eingetaucht. Er war zwar nicht weit von zuhause entfernt gewesen, aber als er endlich seinen Stiefel hatte ausziehen können, war sein Fuß bereits blau angelaufen. Das warme Bad hatte ihn zwar wiederbelebt, aber es war eine sehr schmerzhaft Erfahrung gewesen.

Und heute war er weit weg von zuhause. Heute waren sie meilenweit in südlicher Richtung davon entfernt, und es war kälter als im letzten Jahr. Heute gingen sie mitten auf dem Fluss, als wäre es sicherer Grund, hatten die Messer gezückt und forderten das Schicksal heraus.

»Habt ihr auch eine Forschungsausstellung an eurer Schule?«, fragte Paul, als sie um eine Biegung bogen.

»Ja, jedes Jahr«, erwiderte Rebecca.

»Hast du jemals teilgenommen?«

»Nein, niemals. Warum fragst du?«

»Weil ich dieses Jahr mitmachen werde. Und ich werde auch gewinnen.«

»Du scheinst dir ja sehr sicher zu sein.«

»Sicher genug«, gab er zurück und ging langsamer. »Sei vorsichtig, das Eis ist hier dünner.«

Ihre Schritte knirschten auf dem Schnee.

Rebecca berührte seinen Arm. »Ich sehe einen.«

Paul blieb stehen und sah zu der Stelle, auf die seine Freundin deutete. Flussaufwärts, in der Nähe der Biegung.

»Ja, ich sehe ihn auch. Ein grüner Spinnerköder.«

Langsam gingen sie weiter. Rebecca übernahm die Spitze.

»Es wird dünner«, warnte Paul sie.

»Ich weiß.«

»Geh langsamer.«

»Komm schon, Opa. Sei kein Feigling.«

Behutsam gingen sie weiter. Paul blieb erneut stehen und prüfte das Eis mit den Füßen. Ähnlich wie die Eskimos, so hatten auch sie ein Dutzend Namen für Eis ersonnen, ihre eigene, private Sprache – der Jargon von Eisgängern. Es gab glattes Eis, frisches Eis und Kreideeis. Dann gab es faules Eis. Es gab Eis-auf-dem-man-besser-nicht-ging. Man konnte fühlen, wie es nachgab, ein sanftes Biegen, eine Art Absacken. Das Eis auf dem Fluss brach nicht ohne Warnung. Nicht wie im Film: Eben noch steht man da, dann kracht es laut und – *platsch*, geht man unter. In Wirklichkeit war das Eis biegsam. Und das Geräusch... Das Geräusch war mehr ein Knarren wie von altem Leder oder wie bei einem Baum, in den wenigen Sekunden vom Beginn seines Fallens bis zu dem Moment, wo er auf dem Boden aufschlägt. Das tiefe Kreischen von reißenden Fasern, von Natur, die gebogen wird, die zerfetzt. Das Geräusch von etwas, das eine Struktur gehabt, diese aber dann verloren hat.

In Wahrheit hörte man nur ein lautes Knacken, wenn das Eis gut und stark war. Dann knackte es wie Gewehr-schüsse, unsichtbar unter einer Schneeschicht abgefeuert wie das Geräusch einer Schrotflinte, das sich so schnell ausbreitet, dass man es gleichzeitig unter sich und über sich hört.

Sie gingen weiter.

In der Nähe der Biegung war der Schnee dunkler und verriet einen Kreis aus Eis, auf dem sich Schmelzwasser gebildet hatte.

Paul ging weiter, bis das Eis wie altes Leder knarrte. Rebecca sah zu ihm zurück. Der Wind fuhr zwischen den

Bäumen hindurch und schlug die Zweige klackend aneinander.

»Du solltest stehen bleiben«, sagte Paul.

»Es ist nicht mehr weit.«

»Nein, du solltest jetzt stehen bleiben.«

Paul spreizte die Füße weit auseinander, beobachtete seine Freundin, lauschte.

Rebecca tastete sich noch ein kleines Stück weiter. Das Eis stöhnte. Sie drehte sich um und sah ihn an. Ihre Wangen waren rosig vor Kälte. Langes braunes Haar fiel unter ihrer Strickmütze hervor. Sie lächelte ihn an, und es kribbelte in seinem Bauch. Ihm fiel in diesem Moment auf, dass sie hübsch war. Ihr Lächeln verwandelte sich in Entschlossenheit, und sie drehte sich wieder zu dem Köder herum.

Der baumelte unmittelbar vor ihr in Brusthöhe, kaum mehr als drei Meter entfernt.

Noch drei Meter, dann hatte sie ihn.

Rebecca verlagerte ihr Gewicht und machte einen weiteren Schritt vorwärts, als das Eis wie eine Eiche in einem Sturm knarrte. Sie hielt inne, als wäre sie unsicher, bevor sie den Fuß wieder aufsetzte. Das Eis unter ihrem Fuß sackte langsam und kaum merklich ab. Sie blieb stehen. Man konnte es nur sehen, wenn man wusste, wonach man suchte, aber Paul sah es – die Art und Weise, wie die ganze Fläche unter ihr nachzugeben schien, nur ein kleines bisschen, während sie vollkommen im Gleichgewicht dastand. Zuerst war es kaum ein Zentimeter, dann bog sie sich langsam weiter nach unten. Noch eine Warnung würde es nicht geben. Rebecca warf Paul einen Blick zu und verlagerte erneut ihr Gewicht ...

... und machte einen langen Schritt zurück.

Dann noch einen und noch einen. Sie kehrte um, akzeptierte ihre Niederlage.

Der Köder würde eine weitere Saison bleiben, wo er war.  
»Nächstes Mal«, sagte er zu ihr, als sie wieder neben ihm auf dem dicken Eis stand.

Sie schüttelte den Kopf. »Jetzt oder nie.«

Paul gab ihr einen Klaps auf die Schulter. Sie drehten sich um und gingen gemeinsam nachhause.

Während sie über das Eis gingen, wurde es allmählich dunkel. Paul sah seine Freundin an und stellte sich vor, wie es wohl wäre, so zu sterben, in der Kälte und Dunkelheit zu ertrinken und unter dem Eis von der starken Strömung davongetragen zu werden.

Er malte sich aus, wie er auf dem Bauch über das Eis kriechen und durch das Loch nach ihr greifen würde, weil er sie natürlich nicht einfach ertrinken lassen konnte, nicht ohne zumindest zu versuchen, sie zu retten, und dann stellte er sich vor, wie das Eis brach und sie beide untergingen.

Die dunkle, betäubende Kälte. Die allem ein Ende machte.

So schlecht wäre das gar nicht.

Eine Stunde später standen sie vor ihrer Tür, zitternd vor Kälte.

»Mach die Augen zu«, befahl sie. Es war mittlerweile Nacht geworden. Das einzige Licht spendete die Straßenlaterne an der Ecke. Rebeccas Gesicht war im Schatten nur in Umrissen zu erkennen.

Paul schloss seine Augen.

Ihre Lippen berührten seine. Es war ein sanfter Kuss. Der erste in seinem Leben.

Sie löste sich von ihm. »Von jetzt an darf ich keine Zeit mehr mit dir verbringen.«

Paul öffnete die Augen. »Warum nicht?«

»Dein Vater hat meine Eltern besucht.«

»Er hat *was?*« Paul starrte sie entsetzt an.

»Er ist vorbeigekommen und hat ihnen gesagt, dass er mich nicht mehr bei euch sehen will.«

»Warum denn?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Er meinte, wir wären zu alt, um noch miteinander zu spielen. Wir sollten mit den Kindern von unseren eigenen Schulen spielen.«

Paul starrte sie an. In ihrer Stadt gingen die Katholiken in die öffentlichen Schulen; die Presbyter, Baptisten und Lutheraner hatten alle ihre eigenen Privatinstitute. »Aber trotzdem bist du heute gekommen«, sagte er.

»Ein letztes Mal. Um es dir zu sagen.«

»Aber deine Eltern müssen doch nicht darauf hören. Wir können uns immer noch treffen, wenn er nicht da ist.«

»Das können wir nicht«, sagte sie. »Meine Eltern wollen auch nicht, dass ich das tue.«

»Warum nicht?«

»Wegen deines Vaters.« Sie senkte den Blick. »Meine Eltern glauben, dass er verrückt ist.«

Später an diesem Abend stand Paul in dem dämmrigen Licht des Dachbodens neben den Käfigen.

»Das wollte ich dir zeigen«, sagte er zu seiner Mutter.

Sie stand in dem gedämpften Licht neben ihm.

»Was ist das?« Irgendetwas lag in ihrer Stimme. Eine Mischung aus Gefühlen, die er nicht identifizieren konnte. Sie stand da und betrachtete mit einem bestürzten Gesichtsausdruck die Käfige.

Paul hob Bertha am Schwanz hoch, damit seine Mutter sie sehen konnte. Die Maus war wunderschön, mit goldfarbenen Streifen, und ihre langen Schnurrbarthaare zuckten.

»Sie gehört zur jüngsten Generation«, sagte Paul. »Eine F4.«

»Eine F<sub>4</sub>, sagst du?« Sie schüttelte staunend den Kopf.  
»Wo hast du denn diese Begriffe her?«

»Aus Büchern.« Paul blickte lächelnd auf die Maus. »Sie ist mit sich selbst verwandt.«

»Das ist also dein Projekt für die Ausstellung?«

»Ja. Ich arbeite schon sehr lange daran.«

»Das ist eine große Maus«, sagte seine Mutter.

»Die größte bis jetzt. Sie wog neunundfünfzig Gramm, als sie hundert Tage alt war. Das durchschnittliche Gewicht liegt bei etwa vierzig Gramm.«

Paul streichelte das gelbbraune Fell der Maus. Deren kleine Nase zuckte; ihre langen, farblosen Schnurrbart-haare waren kaum zu sehen. Paul gab der Maus einen winzigen Sonnenblumenkern. Daraufhin setzte sie sich auf die Hinterbeine und packte den Kern mit ihren winzigen Vorderpfoten. Paul fand, dass diese Haltung einer Maus merkwürdig menschlich wirkte, wenn sie so fraß.

»Was hast du ihr gegeben, dass sie so groß wurde?«, wollte sie wissen.

Paul setzte ihr die Maus auf die Hand. »Das hat nichts mit Futter zu tun«, erklärte er. »Ich gebe allen Mäusen dasselbe Futter. Sieh dir das hier an.« Paul zeigte ihr die Tabellen, die er auf die weiße Pinnwand gezeichnet hatte. Es sah fast aus wie die Tabellen in seinem Naturkundebuch. Er hatte eine sanfte Aufwärtsellipse zwischen der x- und der y-Achse eingezeichnet, ein langsamer Anstieg des Körpergewichts von einer Generation zur nächsten.

»Einer meiner F<sub>2</sub> hat fünfundvierzig Gramm geschafft, also habe ich ihn mit etlichen der größten Weibchen gepaart, und sie haben mehr als fünfzig Babys gemacht. Ich habe sie alle gewogen, als sie hundert Tage alt waren, und habe mir die größten vier herausgesucht. Dann habe ich diese wieder untereinander gekreuzt und auch bei der



nächsten Generation wieder dasselbe gemacht. Ich habe immer die schwersten hundert Tage alten Mäuse genommen. Bei allen habe ich dieselbe Glockenkurven-Ellipse bekommen, nur dass sie sich leicht nach rechts verschoben hat. Bertha war die größte von allen.«

»Du hast immer nur die größten miteinander gekreuzt?«, fragte seine Mutter.

»Ja. Ich habe die großen in den Terrarien gehalten, getrennt von den anderen.«

»So einfach war das?«

»Es ist dasselbe, was die Menschen in den letzten fünftausend Jahren mit ihrem Nutzvieh gemacht haben. Rinder sind jetzt auch größer als früher. Schafe geben mehr Wolle. Unsere Hühner legen mehr Eier.«

»Aber das hier hat keine Tausende von Jahren gedauert.«

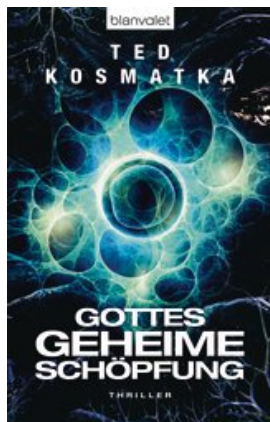
»Nein. Es hat mich auch irgendwie überrascht, dass es so gut funktioniert hat. Die Veränderungen sind nicht einmal so unauffällig. Ich meine, sieh sie dir an; sie ist nur eine F<sub>4</sub>. Stell dir vor, wie eine F<sub>10</sub> aussehen könnte. Ich glaube, ich kann sie noch größer machen.«

Seine Mutter lachte nervös. »Das klingt, als wolltest du sie in Ratten verwandeln.«

»Ratten sind eine andere Spezies, aber ich wette, wenn ich genug Zeit hätte ... In Hunderten von Generationen ... Dann könnte ich es schaffen, sie fast ebenso groß wie Ratten zu züchten.«

Ihre Miene wurde ernst. »Du solltest so etwas nicht sagen.«

»Es ist nur eine kontrollierte Selektion. Bei einer gut durchmischten Population ist es verblüffend, was ein kleiner Anstoß bewirken kann. Ich meine, wenn du mal darüber nachdenkst, ich habe die untersten fünfundneunzig



Ted Kosmatka

**Gottes geheime Schöpfung**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-38193-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Die Grundfesten der Welt werden erschüttert – das spektakulärste Action-Debüt des Jahres

Der Biologe Paul Carlson entnimmt auf der indonesischen Insel Flores von einem geheimnisvollen Fund DNA-Proben. Doch kaum ist das geschehen, werden sämtliche Wissenschaftler im Camp ermordet. Nur Paul kommt knapp mit dem Leben davon. Dabei sollte eigentlich er zum Schweigen gebracht werden. Denn wenn er mit seinen Ergebnissen an die Öffentlichkeit tritt, widerlegt er das Weltbild der gesamten westlichen Welt. Aber kann er das überhaupt verantworten? Und welche Interessen hat der geheimnisvolle Milliardär, der die Ausgrabung finanziert hat?